



AMOS

or

Judas

Roman
Suhrkamp

SV

Amos Oz
Judas

Roman

Aus dem Hebräischen von
Mirjam Pressler

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe: *Habesorab al pi Yebuda*.
Das Buch erschien 2014 bei Keter, Jerusalem.

Erste Auflage 2015
© der deutschen Übersetzung Suhrkamp Verlag, Berlin 2015
© Amos Oz 2014
Alle Rechte vorbehalten,
insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-42479-7

Für Deborah Owen

Am Rand des Feldes läuft der Verräter
Nicht der Lebende sondern der Tote
Warf auf ihn den Stein.

Nathan Alterman, *Der Verräter*

Dies ist die Geschichte der Wintertage Ende des Jahres 1959, Anfang 1960. In dieser Geschichte gibt es Irrtum und Lust, es gibt enttäuschte Liebe, und es gibt so etwas wie die Frage nach Religiosität, die hier unbeantwortet bleibt. An manchen Häusern sind die Zeichen des Kriegs noch zu erkennen, der die Stadt zehn Jahre zuvor geteilt hat. Gedämpfte ferne Akkordeonmelodien kann man hören oder, gegen Abend, hinter einem heruntergelassenen Rollladen, die sehnsüchtigen Klänge einer Mundharmonika.

In vielen Häusern hängen van Goghs *Sternennacht* oder das *Weizenfeld mit Zypressen* an der Wohnzimmerwand, und in den kleinen Zimmern bedecken noch immer Strohmatten den Boden, und *Die Tage des Ziklag* oder *Doktor Schiwago* liegen, aufgeklappt und umgedreht, am Rand der Schaumgummimaträtze, die mit einem orientalisches gemusterten Tuch überzogen ist und auf der sich bestickte Kissen stapeln. Den ganzen Abend über brennt im Petroleumofen die blaue Flamme. In der Zimmerecke steht wie üblich eine Granatenhülle mit kunstvoll arrangierten getrockneten Disteln.

Anfang Dezember brach Schmuël Asch sein Studium an der Universität ab in der Absicht, Jerusalem zu verlassen wegen einer unglücklichen Liebe und einer Forschungsarbeit, mit der er nicht weiterkam, vor allem aber deshalb, weil Schmuël aufgrund der desaströsen finanziellen Lage seines Vaters gezwungen war, sich eine Arbeit zu suchen.

Er war ein kräftiger junger Mann, fünfundzwanzig Jahre alt, empfindsam, ein Sozialist und Asthmatiker, schnell zu begeistern und leicht zu enttäuschen. Breite Schultern, kurzer, dicker Hals, genau wie seine Finger: dick und kurz, als würde an jedem ein Glied fehlen. Aus allen Poren im Gesicht und am

Hals schossen gekräuselte Barthaare, die an Stahlwolle erinnerten. Dieser Bart breitete sich aus nach oben bis zu den wilden Locken und nach unten bis zu der wolligen Brustbehaarung. Von weitem sah es immer, sommers wie winters, aus, als sei er schweißüberströmt. Aber aus der Nähe, als angenehme Überraschung, merkte man, dass Schmuels Haut keinen säuerlichen Schweißgeruch verströmte, sondern den zarten Duft nach Babypuder. Er konnte sich von einer Minute auf die andere für neue Einfälle begeistern, vorausgesetzt, sie erschienen scharfsinnig und irgendwie revolutionär. Er neigte jedoch auch dazu, schnell zu ermüden, vielleicht wegen seines vergrößerten Herzens oder wegen seiner Asthmaerkrankung.

Tränen stiegen ihm in die Augen, und das verwirrte und beschämte ihn: Jammerte in einer Winternacht am Fuß eines Zauns ein Katzenjunges, das vielleicht seine Mutter verloren hatte, warf ihm einen herzerreißenden Blick zu und rieb sich an seinem Bein, wurden Schmuels Augen sofort feucht. Oder wenn sich am Ende eines mittelmäßigen Films über Einsamkeit und Verzweiflung im Edinson herausstellte, dass ausgerechnet die härteste Figur von allen Großherzigkeit bewies, kamen ihm sofort die Tränen und schnürten ihm den Hals zu. Wenn er aus dem Krankenhaus Sha'are Zedek trat und eine dünne Frau und ein Kind sah, beide ganz unbekannt, die sich schluchzend umarmten, stieg sofort das Weinen in ihm auf.

Damals war es üblich, Weinen für eine Sache der Frauen zu halten. Ein tränenüberströmter Mann rief Widerwillen hervor und sogar leichten Abscheu, ähnlich wie eine Frau, auf deren Kinn ein Bart spross. Schmuel schämte sich sehr wegen dieser Schwäche und gab sich die größte Mühe, sich zu beherrschen, doch es gelang ihm nicht. Insgeheim stimmte er dem Spott zu, den seine Empfindlichkeit auslöste, und er fand sich sogar damit ab, dass seine Männlichkeit einen Kratzer hatte und sein Leben deshalb sehr wahrscheinlich nutzlos und ohne Ziel war.

Aber was tust du, fragte er sich manchmal aus einer gewissen Selbstverachtung heraus, was tust du eigentlich, was machst du, außer mitzuleiden? Hättest du diese Katze, zum Beispiel, nicht in deinen Mantel wickeln und mit nach Hause nehmen können? Wer hat dich daran gehindert? Und zu der weinenden Frau mit dem Kind hättest du einfach hingehen und sie fragen sollen, womit ihnen zu helfen wäre? Oder du hättest das Kind mit einem Buch und ein paar Keksen auf dem Balkon beschäftigt, während du dich mit der Frau in deinem Zimmer aufs Bett gesetzt und flüsternd besprochen hättest, was ihr zugestoßen ist und was du eventuell für sie tun könntest?

Einige Tage bevor sie ihn verließ, hatte Jardena gesagt: Du bist entweder wie ein begeisterter kleiner Hund, der kratzt und tobt, und sogar wenn du auf einem Stuhl sitzt, drehst du dich die ganze Zeit um deinen eigenen Schwanz, oder du bist das Gegenteil – liegst ganze Tage lang auf dem Bett wie eine ungelüftete Woldecke.

Damit meinte Jardena einerseits Schmuels ewige Müdigkeit, andererseits etwas grundsätzlich Stürmisches an seinem Gang, der immer ein geheimes Rennen verbarg: Beim Treppensteigen nahm er stets zwei Stufen auf einmal. Belebte Straßen überquerte er diagonal, schnell, mit Todesverachtung, ohne nach rechts oder links zu schauen, als stürze er sich in ein Handgemenge, den Kopf mit den Locken vorgestreckt, als freue er sich auf einen bevorstehenden Kampf, den Oberkörper nach vorn gebeugt, sodass der Eindruck entstand, seine Beine würden panisch dem Körper und der Körper dem Kopf hinterherlaufen und als hätten die Beine Angst, Schmuel könne um die Straßenecke verschwinden und sie allein zurücklassen. Er rannte den ganzen Tag, schwer atmend, fieberhaft, nicht weil er Angst hatte, zur Vorlesung oder zu einem politischen Treffen zu spät zu kommen, sondern weil er jederzeit, morgens und abends, alles erledigen wollte, was auf seinem Plan stand. Um endlich in die Ruhe

seines Zimmers zurückzukehren. Jeder Tag seines Lebens, so kam ihm vor, war wie ein zermürbendes Hindernisrennen im Kreis, vom Schlaf, aus dem er morgens gerissen wurde, bis zurück unter die warme Winterzudecke.

Jedem, der es hören wollte, hielt er gerne Vorträge, besonders seinen Freunden vom Arbeitskreis zur sozialistischen Erneuerung: Er liebte es, zu erklären, zu begründen, zu widerlegen, zu widersprechen, zu argumentieren. Er sprach lange, genüsslich, spitzfindig und überlegt.

Aber wenn man ihm antwortete, wenn er den Vorstellungen anderer zuhören sollte, wurde Schmucl sofort ungeduldig, unaufmerksam und abgelenkt, ihn überkam eine so heftige Müdigkeit, dass ihm die Augen zufielen und der gelockte Kopf auf seine Brust sank.

Er genoss es auch, vor Jardena glühende Reden zu halten, Vorurteile zu zerstören und Ansichten ins Wanken zu bringen, Schlussfolgerungen aus Vermutungen zu entwickeln und Vermutungen aus Schlussfolgerungen. Doch wenn sie etwas sagte, sanken seine Lider fast immer nach zwei, drei Minuten. Sie warf ihm vor, dass er ihr überhaupt nicht zuhöre, er leugnete es, und wenn sie ihn aufforderte, zu wiederholen, was sie gerade gesagt hatte, wechselte er das Thema und fing mit den Irrtümern Ben Gurions an. Er war entgegenkommend, großzügig, voll guten Willens und weich wie ein Wollhandschuh, er tat alles, was er konnte, um allen zu gefallen, war jedoch gleichzeitig verwirrt und ungeduldig: Er vergaß, wo er den zweiten Strumpf hingelegt hatte, was der Hausbesitzer eigentlich von ihm gewollt und wem er das Heft mit seinen Vorlesungsnotizen geliehen hatte. Hingegen irrte er sich nie, wenn er mit Nachdruck anführte, was Kropotkin nach dem ersten Zusammentreffen über Netschajew gesagt hatte und was er zwei Jahre später von ihm hielt. Und wer von den Jüngern Jesu weniger sprach als die anderen.

Obwohl sie seine Sprunghaftigkeit liebte, seine Hilflosigkeit und das, was sie als die Eigenschaft eines zutraulichen

Hundes betrachtete, der im Überschwang außer sich geriet, eines großen Hundes, der sich ständig an einen drückt und einem die Knie mit seinem Geifer benetzt, beschloss Jardena, sich von ihm zu trennen und den Heiratsantrag ihres früheren Freundes anzunehmen, eines fleißigen und schweigsamen Hydrologen namens Nescher Scharschawski, eines Fachmanns zum Sammeln von Regenwasser, der fast immer im Voraus wusste, was sie wollte. Nescher Scharschawski kaufte ihr zum Geburtstag am Datum nach dem allgemeinen Kalender ein schönes Halstuch, und dann kaufte er ihr noch ein grünes orientalisches Kleid zum Geburtstag nach dem jüdischen Kalender, der zwei Tage später stattfand. Er erinnerte sich sogar an die Geburtstage ihrer Eltern.

Drei Wochen vor Jardenas Hochzeitstermin verzweifelte Schmucl endgültig an *Jesus in den Augen der Juden*, einer M. A.-Arbeit, die er mit großer Begeisterung begonnen hatte, elektrisiert von der Macht der umwälzenden Einsicht, die aufblitzte, als er das Thema gewählt hatte. Doch als er angefangen hatte, Details zu prüfen und zu recherchieren, war ihm klar geworden, dass an seinen Geistesblitzen nichts Neues war, das alles war schon vor seiner Geburt gedruckt erschienen, Anfang der Dreißiger, in Anmerkung zu einem kleinen Aufsatz, den sein hervorragender Lehrer, Professor Gustav Jom-Tow Eisenschloss, geschrieben hatte.

Auch im Arbeitskreis zur sozialistischen Erneuerung kam es zu einer Krise: Der Arbeitskreis traf sich jeden Mittwoch um acht Uhr abends im verrauchten Café mit niedriger Decke in einer der Hintergassen im Viertel Jagia Kapajim. Handwerker, Installateure, Elektriker, Anstreicher und Drucker verabredeten sich dort manchmal, um Backgammon zu spielen, deshalb hielten die Genossen des Arbeitskreises das Café für mehr oder weniger proletarisch. Allerdings kamen die Anstreicher und Radiotechniker nicht an den Tisch der sozialistischen Erneuerer, manchmal stellte einer von ihnen eine Frage oder machte eine Bemerkung über zwei Tische hinweg, oder einer vom Arbeitskreis stand auf, trat furchtlos zum Tisch der Backgammonspieler und bat die Arbeiter um Feuer für seine Zigarette.

Nach langen Auseinandersetzungen stimmten fast alle Mitglieder des Arbeitskreises den Enthüllungen des XX. Kongresses der Kommunistischen Partei der Sowjetunion über die Schreckensherrschaft von Stalin zu, doch eine Gruppe von Unbelehrbaren verlangte nicht nur erneut, Stalin die

Treue zu halten, sondern auch dessen grundsätzliche Haltung zur Diktatur des Proletariats gutzuheißen, wie Lenin sie festgelegt hatte. Zwei Genossen gingen sogar so weit, die Ideen des jungen Marx als Einwand gegen die späteren Lehren des erwachsenen Marx zu benutzen. Als Schmuel Asch versuchte, die Wogen zu glätten, verkündeten vier von sechs Genossen ihr Ausscheiden aus dem Arbeitskreis und die Gründung einer neuen Zelle. Unter den vier Abtrünnigen befanden sich die beiden einzigen Frauen des Arbeitskreises, ohne die die ganze Sache sinnlos geworden zu sein schien.

Im selben Monat verlor Schmuels Vater seinen jahrelangen juristischen Kampf durch die verschiedensten Instanzen gegen seinen älteren Partner bei der kleinen Firma in Haifa (Möwe GmbH, Technisches Zeichnen, Kartographie und Luftaufnahmen), da ein Einspruch von ihm definitiv gescheitert war. Schmuels Eltern fühlten sich gezwungen, die monatlichen Unterstützungen einzustellen, die er seit Beginn seines Studiums erhalten hatte. Er ging hinunter in den Hof, suchte und fand hinter den Müllcontainern drei, vier alte Kartons, brachte sie hinauf in sein gemietetes Zimmer im Viertel Tel Arza und stopfte jeden Tag Bücher, Kleidungsstücke und andere Sachen wahllos hinein. Dabei hatte er noch nicht die geringste Ahnung, wohin er sich wenden sollte.

Ein paar Abende streunte Schmuel, ein schwindliger Bär, den man aus seinem Winterschlaf gerissen hatte, durch die verregneten Straßen. Mit schweren, schnellen Schritten durchquerte er die Straßen des Stadtzentrums, die wegen der Kälte und des Windes fast menschenleer waren. Ein paar Mal stand er nach Einbruch der Dunkelheit im Regen, nachdem er zum Viertel Nachalat Schiwa hinuntergegangen war und durch das Eisentor des Gebäudes gestarrt hatte, in dem Jar-dena nun nicht mehr wohnte. Manchmal führten ihn seine Füße irrtümlich in verlassene winterliche Gegenden, die er nicht kannte, nach Nachla'ot, nach Beit-Israel, nach Achwa oder nach Musrara, er trat in Pfützen, wick Mülleimern aus,

die einfach auf die Straße gekippt worden waren. Zwei, drei Mal schob er den Kopf nach vorn, als kämpfe er gegen die Betonmauer, die das israelische vom jordanischen Jerusalem trennte.

Er blieb stehen, um geistesabwesend die krummen Schilder zwischen verrostetem Stacheldraht zu betrachten: Halt! Grenze! Vorsicht, Minen! Gefahr – Niemandland! Und auch: Aufpassen – dieses Gebiet ist einsehbar für feindliche Heckenschützen. Schmuël zögerte zwischen diesen Schildern, als hätte man eine Speisekarte vor ihm ausgebreitet, von der er sich etwas auswählen sollte.

Fast jeden Abend lief er so herum, wurde vom Regen nass bis auf die Knochen, aus seinem Bart tropfte Wasser, er zitterte vor Kälte und Verzweiflung, bis er am Schluss müde und erschöpft zurückging und sich im Bett zusammenrollte, bis zum nächsten Abend: Er wurde leicht müde, vielleicht wegen seines vergrößerten Herzens. Und wenn es tags darauf dämmerte, stand er schwerfällig auf, zog sich an, wickelte sich in seinen Mantel, der seit seinem Herumlaufen am Abend zuvor noch nicht getrocknet war, und wieder trugen ihn seine Füße bis zum Rand der Stadt, bis Talpiot, bis Arnona. Erst als er am Schlagbaum vor dem Kibbuz Ramat Rachel stand und der misstrauische Wachmann ihn mit seiner Taschenlampe anleuchtete, kam er zu sich, drehte sich um und machte sich mit schnellen, nervösen Schritten auf den Heimweg, Schritten, als wäre er auf der Flucht. Zu Hause aß er schnell zwei Scheiben Brot und ein Joghurt, breitete seine nassen Kleidungsstücke aus, verkroch sich wieder unter seiner Decke und versuchte lange vergeblich, die Kälte abzuschütteln. Endlich übermannte ihn der Schlaf. Bis zum nächsten Abend.

Einmal träumte er von einer Begegnung mit Stalin. Das Treffen fand im niedrigen Hinterzimmer des Cafés statt, in dem der Arbeitskreis zur sozialistischen Erneuerung zusammen-

kam. Stalin beauftragte Professor Gustav Jom-Tow Eisen-schloss, Schmuels Vater aus allen Schwierigkeiten und allen finanziellen Verlusten herauszuhelfen, während Schmuel Stalin von Weitem, vom Aussichtspunkt auf dem Dach der Dormitio-Abtei auf der Spitze des Har Zion, das Stück der Klagemauer zeigte, das jenseits der Grenze lag, im jordanischen Teil Jerusalems. Er schaffte es einfach nicht, Stalin, der unter seinem Schnurrbart lächelte, zu erklären, warum die Juden Jesus abgelehnt hatten und bis heute immer noch darauf beharrten. Stalin bezeichnete Schmuel als »Judas«. Am Ende des Traums erschien für einen Moment die Gestalt Nescher Scharschawskis, der Stalin einen winselnden kleinen Hund in einer Blechdose hinhielt. Wegen des Winselns wachte Schmuel mit einem seltsam dumpfen Gefühl auf, da seine gewundenen Erklärungen die Situation noch verschlimmerten und bei Stalin sowohl Spott als auch Misstrauen geweckt hatten.

Regen und Wind trommelten an sein Fenster. Eine Waschschaüssel aus Blech, die am Balkongitter hing, schlug gegen Morgen, als der Sturm zunahm, mit hohlen Klängen gegen das Gelände. Zwei Hunde, weit von seinem Haus und vielleicht sogar weit voneinander entfernt, hatten die ganze Nacht lang unaufhörlich gebellt, nur manchmal war das Bel-len leiser geworden und in Jaulen übergegangen.

Ihm kam in den Sinn, Jerusalem zu verlassen und sich irgendwo an einem abgelegenen Ort eine nicht so schwere Arbeit zu suchen, vielleicht als Nachtwächter in den Bergen von Ramon, in denen, wie er gehört hatte, eine neue Wüstenstadt entstand. Inzwischen bekam er die Einladung zu Jardenas Hochzeit: Anscheinend hatten sie und Nescher Scharschawski, ihr gehorsamer Hydrologe, der Fachmann zum Sammeln von Regenwasser, es mit der Heirat sehr eilig. Sie konnten noch nicht einmal bis zum Ende des Winters abwarten. Schmuel beschloss, sie zu überraschen, die ganze Clique zu überraschen und diese Einladung anzunehmen. Gegen jede

Gepflogenheit würde er plötzlich dort auftauchen, strahlend, geräuschvoll, lachend, schulterklopfend, als ungebetener Gast würde er in die Zeremonie hineinplatzen, an der nur der innere Kern der Familie und die intimsten Freunde teilnehmen sollten, und dann würde er sich fröhlich an der Hochzeitsfeier nach der Zeremonie beteiligen, er würde die allgemeine Freude teilen und im Rahmen des künstlerischen Programms einen Auftritt liefern, seine berühmte Imitation des wegen seines Akzents und seines Singsangs berühmten Professors Eisenschloss.

Doch am Morgen des Hochzeitstags bekam Schmuël Asch einen schweren Asthmaanfall und begab sich zur ärztlichen Ambulanz, dort versuchte man vergeblich, ihm mit einem Inhalator und mit verschiedenen Medikamenten gegen Allergien zu helfen. Man brachte ihn von der Ambulanz ins Krankenhaus Bikur Cholim.

Die Stunden von Jardenas Hochzeit verbrachte Schmuël in der Notaufnahme. Dann ihre ganze Hochzeitsnacht hindurch hing er ununterbrochen am Sauerstoffgerät. Am nächsten Tag beschloss er, aufzustehen und Jerusalem unverzüglich zu verlassen.

Anfang Dezember, an einem Tag, an dem in Jerusalem ein mit Regen gemischter Schnee fiel, erklärte Schmuel Asch Professor Gustav Jom-Tow Eisenschloss und seinen übrigen Lehrern (von der Historischen Fakultät und den Religionswissenschaften), er wolle sein Studium abbrechen. Draußen im Wadi zogen Nebelfelder hin und her, die Schmuel an schmutzige Watte erinnerten.

Professor Eisenschloss war ein kleiner, penibler Mann mit einer bierglasdicken Brille und scharfen, eckigen Bewegungen, die denen eines Kuckucks glichen, der plötzlich aus dem Türchen einer Wanduhr schoss. Er war entsetzt, als er von Schmuel Aschs Plänen hörte.

»Aber wieso! Wie ist das möglich! Was ist in uns gefahren! Jesus in jüdischer Perspektive! Dadurch eröffnet sich ein unvergleichlich fruchtbares Feld von Forschungen! In der Gemara! Tosefta! In den Sammlungen der Gelehrten! In der Überlieferung des Volkes. Im Mittelalter! Wir sind dabei, eine Neuerung wiederzuentdecken! Nun? Was? Vielleicht setzen wir die Forschung trotzdem langsam fort? Ganz bestimmt wenden wir uns schleunigst von diesem negativen Gedanken ab, in der Mitte des Gefechts fahnenflüchtig zu werden!«

So sprach er, hauchte aus den Nasenlöchern Luft auf die Brillengläser und rieb sie energisch mit einem zerknitterten Taschentuch. Plötzlich, während er die Hand zu einem Händedruck ausstreckte, der fast gewalttätig war, sagte er mit einer völlig anderen, etwas scheuen Stimme: »Aber wenn wir uns, Gott behüte, plötzlich in finanziellen Schwierigkeiten befinden, ergibt sich vielleicht ein diskreter Weg, langsam und allmählich eine bescheidene Unterstützung aufzutreiben?« Und erneut drückte er Schmuels Hand so fest, bis seine Knochen

ein leises Knacken hören ließen, und wieder brach es zornig aus ihm heraus:

»Wir geben nicht so leicht auf! Nicht bei Jesus, nicht bei den Juden und auch nicht bei Ihnen selbst! Wir werden Sie zu Ihrer Pflicht zurückführen!«

Im Flur, nachdem er das Büro des Professors verlassen hatte, lächelte Schmucl unwillkürlich, als er sich an die Studentenfeiern erinnerte, bei denen er selbst immer Gustav Jom-Tow Eisenschloss nachgemacht hatte, der plötzlich, wie der Kuckuck aus einer Uhr, in den Raum sprang und, wie üblich, in der ersten Person Plural und in didaktischem Ton sprach, sogar mit seiner Frau im Schlafzimmer.

Am Abend tippte Schmucl Asch eine Anzeige, in der er wegen unerwarteter Umstände billig ein kleines Radiogerät (aus Bakelit) der Firma Philips anbot, eine Schreibmaschine »Hermes Baby«, einen gebrauchten Plattenspieler und zwanzig Platten: klassische Musik, Jazz und Chansons. Die Anzeige hängte er an das Schwarze Brett neben der Treppe zur Cafeteria im Keller des Kaplan-Hauses. Wegen der vielen Anzeigen und Reklamezettel brachte er sie so an, dass sie die kleinere Anzeige verdeckte: Es war ein hellblauer Zettel, auf dem Schmucl beim Abdecken gerade noch wahrnahm, dass sich auf ihm fünf, sechs Zeilen in korrekter, angenehm weiblicher Handschrift befanden.

Dann ging er, fast trabend, den gekräuselten Hirschkopf vorgestreckt, als müsse er vor dem dicken Hals fliehen, aus dem er herauswuchs, in Richtung der Bushaltestelle vor dem Campustor. Aber nach vierzig, fünfzig Schritten, er war auf der Höhe einer Bronzeplastik von Henry Moore, einer dicken, zusammengebrochenen Frau, machte er plötzlich auf dem Absatz kehrt und trabte zurück zum Kaplan-Haus, zum Schwarzen Brett neben der Treppe zur Cafeteria. Seine kurzen, dicken Finger beeilten sich, seine Räumungsannonce zu entfernen, um das zu lesen, was er selbst ein paar Minuten zuvor abgedeckt hatte:

Angebot eines persönlichen Kontakts

Einem alleinstehenden Studenten der Geisteswissenschaften, sensibler Gesprächspartner mit historischem Wissen, wird freies Wohnen und eine bescheidene monatliche Unterstützung geboten, wenn er bereit ist, einem behinderten Mann von siebzig Jahren jeden Abend fünf Stunden Gesellschaft zu leisten, einem kultivierten, gebildeten Menschen. Der Behinderte ist normalerweise fähig, sich selbst zu versorgen, und braucht eher einen Gesprächspartner als einen Helfer. Persönliche Bewerbungen bitte von Sonntag bis Donnerstag zwischen vier und sechs Uhr nachmittags in der Rav-Albas-Gasse 17, im Viertel Sche'arei Chesed (bitte an Atalja wenden). Wegen besonderer Umstände wird ein Bewerber von vornherein gebeten, schriftlich Geheimhaltung zuzusichern.

Die Rav-Albas-Gasse am Hang von Sche'arei Chesed führte zum Tal des Kreuzes. Das Haus Nummer 17 war das letzte, damals endete das Viertel und die steinigen Felder begannen, die von hier bis zu den Überresten des arabischen Dorfs Scheich-Badr reichten. Die holprige Straße verwandelte sich gleich nach dem letzten Haus in einen felsigen Pfad, der allmählich in das Tal hinunterführte und sich in alle Richtungen schlängelte, unschlüssig, ob er sich in diese Wildnis begeben oder umkehren und zu bewohnten Gegenden zurückkehren sollte. Inzwischen hatte es aufgehört zu regnen. Über den arabischen Hügeln dämmerte es, ein Licht, so weich und verlockend wie ein Duft. In der Ferne, zwischen den Felsen am Hang gegenüber, weidete eine kleine Herde mit einem Hirten, der sich in einen dunklen Umhang gewickelt hatte und kerzengerade zwischen einem Regen und dem nächsten unter dem bewölkten Abendhimmel saß und bewegungslos von dem kargen Hügel hinunter zu den letzten Häusern am westlichen Rand des arabischen Jerusalems blickte.

Das Haus selbst kam Schmuel Asch wie ein halber Keller vor, unterhalb des Straßenniveaus, als wäre es bis zu den Fenstern in der schweren Erde des Hangs versunken. Von der Straße aus gesehen glich es einem untersetzten Mann, breitschultrig und mit dunklem Hut, der auf die Knie gesunken war und in der Erde nach etwas suchte, was er verloren hatte.

Die beiden Flügel des verrosteten Eisentors hingen schon lange krumm in den Angeln und waren unter ihrem eigenen Gewicht zu Boden gefallen, als würden sie Wurzeln schlagen. Folglich war das Tor weder geschlossen noch offen. Der

Abstand zwischen den beiden Torflügeln war gerade groß genug, um sich hindurchzuschieben, ohne mit den Schultern anzustoßen. Über dem Tor war ein Bogen aus rostigem Eisen gespannt, mit einem Davidstern an der Spitze, und in quadratischen Buchstaben standen darauf die Worte:

Zu Zion wird ein Erlöser kommen.

Jerusalem wird auferstehen.

Amen.

1914

Vom Tor aus ging Schmuël über sechs flache, rissige Stein-
stufen, die nicht zueinanderpassten, hinunter in einen kleinen Hof, der ihn schon auf den ersten Blick verzauberte und in ihm die Sehnsucht nach einem Ort weckte, an den er sich, auch wenn er es noch so sehr wünschte, nicht erinnern konnte. Eine Erinnerungsspur durchzuckte ihn, das Bild anderer Innenhöfe aus einer vergangenen Zeit, nur leider wusste er nicht, wo sie sich befanden oder wann er sie gesehen hatte, er wusste nur verschwommen, es waren keine winterlichen Höfe, wie dieser hier, im Gegenteil, sie waren sommerlich und lichtüberflutet. Diese Erinnerung weckte ein Gefühl zwischen Trauer und Freude: wie der einzelne Ton eines Cellos in einer dunklen Nacht.

Der Hof war von einer mannshohen Steinmauer umgeben und mit Steinfliesen gepflastert, die von den Jahren abgeschliffen waren und in einem von Grau durchzogenen Rotton schimmerten. Da und dort tanzten Lichtflecken über den Boden: Ein alter Feigenbaum und eine ausladende Weinlaube warfen Schatten und ihre Zweige waren so dick und so dicht beieinander, dass sogar jetzt, da sie einen Teil der Blätter abgeworfen hatten, nur zitternde Lichtflecken zu sehen waren. Als wäre das hier kein Hof, eher ein verborgenes Wasserbecken mit leichten Wellen.

An den Mauern und vor dem Haus und sogar auf den

Fensterbänken blühten Geranien als kleine Flammenherde in Rot, Weiß, Rosa, Lila und Purpur. Die Geranien wuchsen in ausgemusterten verrosteten Gefäßen und alten Kannen, sie stiegen aus den Öffnungen von Gaskochern, wucherten zwischen Eimern, Schalen, Schüsseln und beschädigten Klo- becken. All diese Gegenstände waren für ihre neue Funktion als Blumentöpfe mit Erde gefüllt worden. Die Fenster des Hauses waren vergittert und durch grüne Metallläden ge- schützt. Die Hauswände bestanden aus Jerusalemer Steinen, die ihre wilde, unbehauene Außenseite zeigten, und dahinter, hinter dem Haus und hinter den Mauern, erstreckte sich ein dichtes Gewirr aus Zypressen, die im Abendlicht nicht grün aussahen, sondern fast schwarz.

Über allem lag die Stille eines kalten Winterabends. Es war nicht die Art durchsichtiger Stille, die einen dazu bringt, sich in sie zu versenken, vielmehr eine gleichgültige, uralte Stille, die einem den Rücken zukehrt.

Das Hausdach bestand aus Ziegeln. Aus der Schräge wuchs eine kleine, dreieckige Gaube, die Schmucl an ein orangefar- benes Zelt erinnerte. Auch diese Gaube war mit ausgebliche- nen Ziegeln gedeckt. Plötzlich wäre er am liebsten in diese Mansarde eingezogen, hätte sich dort mit einem Haufen Bü- cher und einer Flasche Rotwein verkrochen, einem Ofen und einer Winterzudecke, Plattenspieler und einigen Platten, und wäre nicht mehr hinausgegangen. In der Mansarde bleiben und sie nie wieder verlassen, zumindest nicht, solange drau- ßen noch Winter herrschte.

Die Vorderseite des Hauses war von verzweigten Wachs- blumenranken überzogen, sie klammerten sich mit scharfen Krallen in den Mauerritzen fest. Schmucl überquerte den Hof, bedächtig, um die auf den Fliesen tanzenden Lichtfle- cken zu erfassen, das graue Adergeflecht auf den rötlichen Steinen. Nun stand er vor einer grün gestrichenen, zweiflüg- ligen Eisentür, auf der ein blinder Löwenkopf als Türklop- fer prangte. Die Zähne des Löwen schlossen sich um einen

großen Eisenring. Auf dem rechten Flügel der Tür stand in Reliefbuchstaben:

Beit Jehojachin Abrabanel, möge G'tt ihn
lebendig halten und beschützen, um den
gerechten G'tt zu verkünden

Unter dieser Schrift hing ein kleiner Zettel, mit zwei schmalen Klebestreifen an der Tür befestigt. Darauf stand in der Handschrift, die Schmucl bereits aus der Anzeige im Kaplan-Haus kannte, die einen »persönlichen Kontakt« angeboten hatte: eine hübsche, weibliche Schrift, ohne ein verbindendes »und« zwischen den Namen, die nur durch einen doppelten Abstand voneinander getrennt waren:

Atalja Abrabanel Gerschom Wald
Vorsicht – zerbrochene Stufe direkt hinter der Tür

»Gehen Sie bitte geradeaus und dann nach rechts, folgen Sie bitte der Lichtquelle, dann werden Sie zu mir kommen«, ließ sich eine nicht mehr junge Männerstimme aus dem Inneren des Hauses vernehmen. Es war eine tiefe Stimme, etwas amüsiert, als habe der Sprecher die Ankunft dieses Gastes genau zu diesem Zeitpunkt erwartet, als sei er jetzt zufrieden, recht gehabt zu haben, und genieße es, dass seine Erwartungen sich erfüllt hatten. Die Haustür war nicht abgeschlossen.

Schmuel Asch stolperte hinter dem Eingang, weil er eine Stufe nach oben erwartet hatte, keine, die nach unten führte. Und eigentlich war da keine Stufe, eher ein Ersatz, ein Holzbrett. Wenn ein Besucher mit seinem ganzen Gewicht darauf trat, ging es am anderen Ende hoch wie ein Hebel und drohte ihn umzuwerfen. Seine schnelle Reaktion bewahrte Schmuel vor einem bösen Sturz, denn als das Holzbrett unter seinem Fuß nach oben kippte, rettete er sich mit einem langen Satz auf den Steinfußboden, seine Locken flogen nach vorn und zogen ihn hinter sich her in den Flur, der fast ganz dunkel war, weil die Türen der Zimmer, die in ihn mündeten, geschlossen waren.

Je tiefer Schmuel in das Haus vordrang, sich mit der Stirn voraus einen Weg Bahnend wie ein Säugling durch den Geburtskanal, umso deutlicher hatte er das Gefühl, dass der Flurboden nicht eben war, sondern leicht abschüssig: als wäre das ein Flussbett, kein dämmeriger Flur. Zugleich registrierte seine Nase einen angenehmen Geruch, den Duft frisch gewaschener Wäsche, von zarter Sauberkeit, von Stärke und der Wärme eines Dampfbügeleisens.

An den Flur schloss sich ein weiterer, kürzerer an, von dessen Ende jenes Licht stammte, das ihm die heitere Stimme bei

seinem Eintritt ins Haus versprochen hatte. Das Licht führte Schmuël Asch in eine Bibliothek mit hoher Decke, die Fensterläden fest verschlossen, die bläuliche Flamme eines Petroleumofens erwärmte den Raum. Das einzige elektrische Licht verbreitete konzentriert eine gebogene Schreibtischlampe über einem Stapel Bücher und Papiere, als würde sie diesen Büchern zuliebe auf die ganze Bibliothek verzichten.

Hinter dem warmen Lichtkegel, zwischen zwei Metallwagen, voll beladen mit Büchern, Aktenmappen und dicken Heften, saß ein alter Mann und sprach ins Telefon. Eine Woldecke war über seine Schultern gebreitet, als wäre er in einen Gebetsmantel gehüllt. Er war ein hässlicher Mensch, lang und breit und krumm und bucklig, mit einer Nase so spitz wie der Schnabel eines durstigen Vogels, und die Krümmung seines Kinns erinnerte an eine Sense. Eine Fülle feiner, fast weiblicher Haare ergoss sich wie ein breiter, silbriger Wasserfall über seinen Nacken. Seine Augen waren halb verborgen unter dichten weißen Brauen, die aussahen wie ein milchfarbener Raureif. Sein Bart, ein Einstein-Bart, war ein kleiner Schneehügel. Ohne das Telefongespräch zu unterbrechen, warf der Mann dem Besucher einen prüfenden Blick zu, sein geschliffenes Kinn bewegte sich in Richtung linker Schulter, sein linkes Auge zwinkerte, während das rechte sich weit öffnete, ein rundes blaues Auge, unnatürlich vergrößert. Sein Gesichtsausdruck zeugte entweder von einer amüsierten Schlaueit oder von einem durchdringenden Sarkasmus, als habe er in einem Augenblick die wahre Natur des jungen Mannes vor ihm erkannt und seine Absicht bis ins Tiefste verstanden. Einen Moment später schaltete der Behinderte seinen Scheinwerferblick aus, bestätigte mit einem leichten Kopfnicken die Anwesenheit des Besuchers und wandte sich von ihm ab. Die ganze Zeit über hatte er unablässig und zänkisch in den Hörer gesprochen:

»Wenn jemand immer misstrauisch ist, wenn jemand immer davon ausgeht, dass ihn alle belügen, wer sein ganzes Le-

ben als ständigen Zickzacklauf zum Ausweichen von Fallen versteht ... Entschuldige, ist da bei mir ein Bote aufgetaucht? Oder ist es ein Handwerker, den ich nicht bestellt habe?» Er deckte die Sprechmuschel mit einer Hand ab, deren Finger im Licht der Schreibtischlampe rosa aufleuchteten, sodass sie fast durchsichtig schienen, Geisterfinger. Plötzlich erstrahlte auf seinem rauen, olivenstammartigen Gesicht unter dem dicken Schnurrbart ein schnelles, lausbubenhaftes Lächeln, als wisse er, wie er seinem Besucher, der noch nichts von seinem Schicksal wusste, eine Falle stellen könnte: »Setzen Sie sich. Hier. Warten Sie.«

Dann nahm er die Hand von der Sprechmuschel und fuhr fort, den Kopf mit dem weißen Haarwust noch immer zur linken Schulter geneigt:

»Ein verfolgter Mensch hat, ob er nun verfolgt wird, weil er selbst die anderen zu Verfolgern gemacht hat, oder ob er verfolgt wird, weil es in seiner erbärmlichen Fantasie von Feinden wimmelt, die Böses im Sinn haben, bei allem Unglück, so oder so einen moralischen Defekt: Schließlich liegt eine grundsätzliche Unehrlichkeit in der Freude am Verfolgtsein. Übrigens stehen einem solchen Menschen, das liegt in der Natur der Sache, Leid und Einsamkeit und Vorwürfe und Krankheiten eher bevor als anderen, mit anderen Worten – uns. Von Natur aus rechnet der Misstrauische stets mit einer Katastrophe. Ebenso wie Säure jedes Werkzeug verätzt, das mit ihr in Berührung kommt, verätzt Misstrauen alles, es zerstört auch den Misstrauischen selbst: Wenn einer sich Tag und Nacht vor den Menschen in Acht nimmt, wenn er ununterbrochen darüber nachdenkt, wie er Anschlägen entgeht, wie er Intrigen abwehrt und welche List er in Gang setzen könnte, um von Weitem eine Falle zu erkennen, die ihm gestellt wird – wird er zwangsläufig beschädigt. Das sind die Dinge, die den Menschen nicht leben lassen. Entschuldige bitte, einen Moment ...«

Und wieder hielt er die Sprechmuschel mit seiner Geister-

hand zu. Er wandte sich in ironischem Ton an Schmuël Asch, mit einer tiefen, müden, etwas heiseren Stimme: »Seien Sie so gut, warten Sie noch ein paar Sekunden. Sie dürfen gern meinen Reden zuhören. Auch wenn ein junger Mann wie Sie sein Leben sicherlich unter einen ganz anderen Stern stellt, nicht wahr?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, nahm der Alte die Hand vom Telefon und redete weiter:

»Obwohl Misstrauen, Verfolgungswahn und sogar Menschenhass weit weniger gravierend sind als die Liebe zur gesamten Menschheit: Menschheitsliebe ist mit einem anti-quierten Geruch von Blutvergießen verbunden. Grundloser Hass ist meiner Meinung nach weniger schlimm als grundlose Liebe: Menschheitsliebende Weltverbesserer sind diejenigen, die uns von alters her retten wollen, und niemand rettet uns vor ihnen, schließlich sind sie ja ... Gut, gut, du hast recht. Wir wollen das nicht weiter vertiefen. Während du und ich noch alle möglichen Wege der Rettung und des Trostes erwägen, ist bei mir ein ärmlicher junger Mann mit dem Bart eines Höhlenmenschen aufgetaucht, ein kräftiger junger Mann in einem Militärmantel und vielleicht auch mit Militärschuhen. Ist er etwa gekommen, um auch mich einzuberufen? Deshalb machen wir hier einen Punkt, du und ich, wir können morgen unser Gespräch fortsetzen, übermorgen. Wir werden noch reden, mein Lieber, natürlich werden wir miteinander sprechen. Wir müssen miteinander sprechen. Was können Menschen wie wir denn anderes tun, als zu debattieren? Walfische jagen? Die Königin von Saba verführen? Übrigens, die Königin von Saba verführen, ich habe da eine private Deutung, eine anti-romantische, eigentlich kriminelle Deutung für den Spruch gefunden: »Hass erregt Hader; aber Liebe deckt alle Übertretungen zu.« Während der Spruch »sodass auch viele Wasser die Liebe nicht auslöschen und Ströme sie nicht ertränken können« mich immer an Feuerwehrsirenen erinnert. Richte der lieben Genia bitte Grüße aus, umarme und küsse